

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Michele Serra

Kleine Feste

*Geschichten und Beobachtungen
Aus dem Italienischen
von Julika Brandestini*

Diogenes

Titel der 2002 bei
Giangiacomo Feltrinelli Editore, Mailand,
erschienenen Originalausgabe: ›Cerimonia‹
Copyright © 2002 by
Giangiacomo Feltrinelli Editore, Mailand
Covermotiv: Illustration von
Kobi Benezri

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2016
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
30/16/852/1
ISBN 978 3 257 06964 8

*Bis dem letzten Kellner das
letzte Trinkgeld zugesteckt wäre*

In welcher Stadt sind wir?«, fragte Botschafter Mauser.

»Wir sind in Bologna, Herr Botschafter.«

»Oh, Bologna ... Im schönen Bologna! Und wohin fahren wir?«

»Wir bleiben hier in Bologna. Passt Ihnen das?«

»Sehr sogar. Sie sind sehr freundlich.«

Die Feststellung meiner Freundlichkeit veranlasste ihn dazu, stehen zu bleiben und mir die Hand zu drücken, mich mit seinen feuchten Augen anzuschauen und feierlich die schlaffen Lappen zu schütteln, die ihm als Wangen dienten. Es war der dritte Händedruck auf einer Strecke von wenigen hundert Metern. Ich schätzte, dass die Häufigkeit seiner Dankbarkeitsausbrüche (ein Halt bei jedem Händedruck) uns nicht erlauben würde, den Taxistand vor Ablauf einer guten halben Stunde zu erreichen.

Ich war gezwungen, ihm die Linke zu reichen, um mit meinem rechten Arm weiterhin Signora

Mauser zu stützen. Bei den vorhergehenden Höflichkeitsbezeigungen hatte ich versucht, Botschafter Mauser die rechte Hand zu geben, doch ihre bange Umklammerung hatte mich sofort davon abgebracht. Signora Mauser konnte sich nur von der Stelle bewegen, wenn ihr jemand als Stütze für ihr inzwischen heftiges Hinken diene. Es war ein mehrseitiges, ziemlich außerordentliches Hinken. Wo der Hinkende üblicherweise nur zu einer Seite schwankt, kollabierte Signora Mauser in jede erdenkliche Richtung, und beinahe bei jedem einzelnen Schritt. Verschiedene Verletzungen und Krankheiten hatten sie versehrt, dazu eine Reihe von Kränkungen, und so war ihre Instabilität äußerst vielschichtig: ein Wanken, ein Schlingern, und häufig ein Resultat aus beidem.

»In welcher Stadt sind wir?«, fragte nach wenigen Metern erneut der Botschafter.

»Wir sind in Bologna, Herr Botschafter. Im schönen Bologna.«

»Die gelehrte Stadt.«

»Gefällt Ihnen Bologna?«

»Es ist wunderschön. Und Sie sind ein wunderbarer Mensch.«

Es drängte ihn, mir erneut die Hand zu drücken, obwohl meine Identität für ihn weiterhin im Dunkeln lag. Die Passanten wurden langsam auf

uns aufmerksam, auch weil wir ihnen als dreifaches Hindernis in der engen Via Oberdan den Weg versperrten, und wenn sie uns überholten, drehten sie sich nach uns um. Einige Bekannte, die mich in der Mitte des beweglichen Absperrpollers ausmachten, das ich zusammenzuhalten versuchte, grüßten verblüfft und sparten es sich für eine andere Gelegenheit auf, mich zu fragen, wer die beiden aufgelösten Alten waren und warum es mir oblag, sie durch die Gegend zu manövrieren.

»Und Sie, mein Herr, wer sind Sie?«, fragte mich der Botschafter nach weiteren zwanzig Metern.

»Ich bin der Neffe von Zia Emma, Herr Botschafter.«

»Ach, meine liebe Emma. Wie geht es meiner lieben Emma?«

»Sie ist schon viele Jahre tot.«

»Und Sie, mein Freund, was machen Sie hier in Bologna?«

»Ich wohne hier.«

»Wir wohnen in Lerici.«

»Ich weiß, Herr Botschafter, Sie wohnen in Lerici.«

Botschafter Mauser blieb erneut stehen und wandte sich feierlich zu mir um. Ich war darauf gefasst, ihm wieder die Hand zu schütteln, doch diesmal wandte er sich an seine Frau.

»Wir wohnen doch in Lerici?«

Signora Mauser weigerte sich, den labilen Rhythmus ihres Schrittes zu unterbrechen, und begann stattdessen, mit fest auf den Bürgersteig gerichtetem Blick auf Deutsch zu fluchen, und das nicht gerade leise. Sie fühlte sich eindeutig von der Alzheimer-Erkrankung ihres Mannes persönlich angegriffen. Wenn man Signora Mauser so hörte, hätte man meinen können, der Begriff ›Alzheimer‹ sei eigens dafür erfunden worden, sich klanglich in ihr teutonisches Gemurmel einzufügen.

»Vorwärts, du Idiot«, stieß sie als Abschluss ihres gedämpften Rosenkranzes hervor.

Er lächelte zurückhaltend, schüttelte geduldig die Hängebacken und fuhr fort, mit seinen erschöpften großen Füßen die steinige Via Oberdan zu durchmessen.

»Wohin gehen wir?«, fragte er nach wenigen Metern.

»Wir begleiten die Signora zu Professor Biumati, Herr Botschafter. Wir sind ein wenig in Eile.«

»Wir sind in Lerici, nicht wahr?«

»Nein, wir sind nicht in Lerici. Wir befinden uns in Bologna. Sie sind extra für den Termin hierhergekommen.«

»Oh, Bologna! Eine herrliche Stadt!«

»Das stimmt.«

»Auch Lerici ist schön!«

»Lerici ist wunderschön, Herr Botschafter.«

»Wohin gehen wir gerade?«

Die beckettsche Absurdität seiner Fragen klang, zumindest für mich, der ich nicht daran gewöhnt war, mittlerweile wie ein poetisches Wiegenlied. Doch nicht für Signora Mauser, die beschloss, in meinem Namen zu antworten, in dem verzweifelten Versuch, der Quälerei ein Ende zu bereiten.

»Wir gehen zum Arzt! Zum Arzt! Hast du verstanden, du Idiot?«

In gewissen Höllen des gemeinsamen Alterns führt die Spiegelung des eigenen Verfalls nicht zu ergebener Duldung, sondern im Gegenteil zu einem lebhaften Groll. Schimpfen musste für Signora Mauser wie ein Labsal sein auf ihrer atemlosen *via crucis*. Tatsächlich tat sie es mit beinahe jugendlichem Ungestüm, und ich hatte den Eindruck, dass sie die Verlegenheit der Passanten genoss. Er für seinen Teil vollführte bei jeder Beleidigung eine Pantomime der Untröstlichkeit (ausgebreitete Arme, Märtyrerblick), die einer gewissen theatralischen Ironie nicht entbehrte. Tief verborgen in diesen kleinen Szenen war das leise Echo des verschwundenen Eros zu vernehmen, und diese letzten Darbietungen der beiden täppischen, eigenwilligen Alten verdienten den kleinen Preis meiner Geduld.

Uns trennten nur noch wenige Meter vom Taxi, als Signora Mauser unvermittelt stehen blieb. Ihre Haltung, wenngleich zittrig, hatte auf einmal etwas Gebieterisches. Anders als ihr Mann, der jeweils stehen blieb, um eine sinnlose Bemerkung von sich zu geben, schien Signora Mauser unserem grotesken Nachmittag eine bedeutende Wende verleihen zu wollen.

»Wie spät ist es, mein Lieber?«

»Halb sieben, Signora Mauser.«

»Sehr gut. Zeit für die Happy Hour.«

»Aber der Professor erwartet uns ...«

»Der kann warten. Um halb sieben müssen wir zur Happy Hour.«

Das war kein Vorschlag. Es war ein Befehl. Natürlich gehorchten wir.

Wenn ich junge Leute von der Happy Hour sprechen höre, muss ich lächeln. In Rom, im Haus von Zia Emma, gab es schon in den sechziger Jahren eine Happy Hour, für den fröhlichen Kreis wohlhabender Müßiggänger, der sie besuchte. Ich bin praktisch dort aufgewachsen, in Zia Emmas Haus. Und von allen häuslichen, ausnahmslos genussvollen Ritualen war die Happy Hour dasjenige, das ich am liebsten mochte. Es ging weniger feierlich zu als bei den Einladungen zum Mittag- oder Abend-

essen, auch weniger informell als bei den schnellen Brunchs im Familienkreis (zu denen Zia Emma häufig noch im Morgenmantel erschien); die Happy Hour besaß eine ganz eigene Festlichkeit, vergänglich und verlockend wie die Schnittchen und die Cocktails, die man den Gästen reichte. Eine gute Stunde Tratsch und Gelächter, dann blieben einige zum Abendessen, die Mehrheit verabschiedete und zerstreute sich. Und das alles zur magischen Stunde des späten Nachmittags, wenn die Menschen, die von der Arbeit zurückkehren, sich auf der Straße mit dem aufbrechenden Ausgehvolk mischen, und es scheint, als wollten die noch unvollendeten Schicksale jedes Einzelnen dem Tag seine letzten fruchtbaren Gelegenheiten abtrotzen.

Zia Emma, das Ehepaar Mauser und all ihre Freunde hatten vor allem eines gemeinsam: Sie waren ihr ganzes Leben lang stinkfaul gewesen. Wenn ich jetzt sagte, dass ich schon mit zehn Jahren vorhatte, mich der maoistischen Guerilla in Bolivien anzuschließen, auch wegen des spektakulären Schmarotzertums von Zia Emma und ihren Getreuen, dann wäre das nur ein sehr banaler Teil der Wahrheit. Der andere, weniger banale Teil der Wahrheit ist, dass die außerordentliche Aufgabe dieser Gesellschaftsschicht – das ganze Leben lang stinkfaul zu sein, aber so tun, als wäre dieses

Nichtstun das Leben selbst – eine fundamentale Lehre enthielt (auch für die maoistische Guerilla in Bolivien): Man braucht für alles Talent, auch dafür, stinkfaul zu sein. Und das hatten sie. Und ob.

Als die Eheleute Mauser – es war das reinste Wunder, dass sie am Leben waren, und dass sie sich fortbewegten der reinste Trotz – erklärten, sie wollten unter allen Umständen zur Happy Hour, war meine verständliche Panik nur von kurzer Dauer und schlug gleich darauf in eine Art Resignation um, die an Komplizenschaft grenzte. In ihrer absurden Dickköpfigkeit erkannte ich eine Art Tapferkeit vor dem Feind: Obwohl sie von verschiedensten Gebrechen geplagt wurden und am Ende jeder Straße, eingeschlossen die Via Oberdan, die Truppen des Todes ahnten, die dort postiert auf sie warteten, wollten sie sich dem letzten Schluck Bourbon, dem letzten Kartoffelchip widmen. Ob es nun Leichtsinn war oder Geringschätzung der Gefahr, hinter ihren in Mitleidenschaft gezogenen Silhouetten wehten wie seit je, wie seit undenklichen Zeiten, die Fahnen der Feldküche, bliesen die Trompeten zum gemeinsamen Müßiggang bei Tisch. Der Tod sollte bitte schön brav warten, bis dem letzten Kellner das letzte Trinkgeld zugesteckt wäre.

Unser Eintreten im eleganten, aber engen Caffè

della Pace blieb nicht unbemerkt. Wir versperrten gut zwei Minuten den Weg, in dem Versuch, die nach allen Seiten schwankende Signora Mauser über die hohe Stufe zu hieven, während sie lautstark ihren Mann bezichtigte, sie nicht ausreichend zu stützen. Während der Strom der Gäste zum Erliegen gekommen war und Dutzende Augen uns betreten beobachteten, fielen Stöcke, verhakten sich Handtaschen, trennten sich Mantelsäume auf, hinterließen Hände stumpfe Abdrücke auf den sauberen Scheiben, Jammer- und Schimpftiraden auf Deutsch brachten mehr als eine Unterhaltung zum Verstummen. Das Alter in all seinem entsetzlichen Grauen hatte im Caffè della Pace Einzug gehalten, in einer Mischung aus Ohnmacht und Alkoholsucht, Dickköpfigkeit und Verfall.

Als wir das Lokal endlich betreten hatten, ließen der Botschafter und ich in unseren Hilfestellungen für Signora Mauser vor Erleichterung ein wenig nach, und prompt fiel sie krachend zu Boden, wobei sie den Tisch neben dem Eingang mit sich riss. Die kaputten Gläser und umgeworfenen Aschenbecher knirschten, als die unmittelbar umstehenden Kellner und Gäste herbeieilten, um dem Aufsehen ein schnelles Ende zu bereiten. Frau Mauser, die einen kleinen Schnitt an der Stirn hatte, wurde auf einen Stuhl gesetzt, und der Botschafter und ich

versuchten, die Blutung mit einem Taschentuch zu stillen. Dem Kellner, der uns fragte, ob er einen Krankenwagen rufen sollte, antwortete die Signora grob, beinahe brutal, dass sie keinen Krankenwagen brauche, sondern einen Bourbon mit viel Eis. Und einen Tisch, zum Teufel!

Um die Lage möglichst rasch zu beruhigen, wurde ihr sofort ein Tisch vor den schweren, schlaffen Bauch gestellt wie ein Krankentablett zum Auffangen von Essensresten. Mit energischer Geste schüttete Signora Mauser ihre halbe Handtasche darauf aus und begann, sich das Gesicht nachzuschminken, wobei sie Stirn und Wangen mit einer abscheulichen Mischung aus Blut und Puder beschmierte. Der Botschafter und ich, jeder auf einer Seite, versuchten derweil schweigend abzuwägen, an wem es wäre, sie auf ihr Schminkdesaster hinzuweisen und ihren Zorn auf sich zu ziehen. Am Ende siegte die Feigheit, und Signora Mauser nahm ihren Bourbon mit Kartoffelchips und Salzgebäck mit einem siegessicheren Grinsen auf dem ins Violette spielenden Gesicht entgegen. Aus den wenigen Blicken, die jetzt noch wagten, auf der Szenerie zu verweilen, sprach mittlerweile blankes Entsetzen.

Als ginge das ästhetische Gemetzel seiner Frau, nachdem es nun einmal begangen war, ihn nichts mehr an, widmete der Botschafter seine ganze Auf-

merksamkeit dem Negroni, den er inzwischen bestellt hatte, und kippte ihn methodisch hinunter, mit großen Schlucken, die immer wieder von einem breiten und feierlichen Lächeln unterbrochen wurden, das er mir, der Signora, dem gesamten Lokal schenkte. Da eine angenehme Konversation grundlegender Bestandteil jeder Happy Hour ist und der Botschafter wusste, was sich gehört, war er es, der begann, was ihm als perfekte Unterhaltung für eine Happy Hour scheinen musste.

»Es lebt sich gut hier in Berlin. Aber mir hat München immer besser gefallen.«

Die Signora wandte ihrem Mann das Gesicht zu, aus ihrer Stirnwunde begann wieder ein kleines Rinnsal Blut zu fließen, aber in dem Augenblick, in dem sie kurz davor war, die x-te Beleidigung auf ihren Mann abzufeuern, öffnete ihr Mund sich zu einem nachsichtigen Lächeln. Die Happy Hour war eine Freizone. Zur Happy Hour wurde in Gesellschaft die letzte Lebensglut neu entfacht, aller Groll vergessen, alle finsternen Ahnungen beiseitegeschoben.

»München ist schöner, kein Zweifel«, antwortete Signora Mauser. »Finden Sie nicht, mein Junge?«

»Ich kenne die Stadt kaum. Da vertraue ich ganz auf Ihr Urteil.«

Der Botschafter wollte mir erneut die Hand drücken. Im Sitzen ging das besser, auch wenn ein

Ärmel seines alten Lodenmantels dabei den Teller mit den Kartoffelchips umstieß und sie zur Hälfte über den Tisch verteilte. Seine Augen glänzten, ich wusste nicht, ob vor wehmütiger Dankbarkeit, vor Sehnsucht nach München, weil er seinen Negroni so sehr genoss oder wegen irgendeines Defekts seines Tränenkanals.

Beim zweiten Negroni, beim zweiten Bourbon waren beide beschwichtigt, sanft eingesponnen in ihrem Winkel, in einer Zeitblase der Ruhe schwebend, die unantastbar schien. Ich ließ sie einige Minuten alleine. Ich ging hinaus auf die Straße und hängte mich ans Telefon, um die Klinik zu informieren, dass wir wegen eines schwerwiegenden Zwischenfalls leider gezwungen waren, den Termin zu verschieben. Die Dame vom Empfang bat mich, in der Leitung zu bleiben, in Begleitung eines ziemlich wienerisch anmutenden elektronischen Walzers, eindeutig eine Hommage des Zufalls an das Ehepaar Mauser.

Mit dem Walzer im Ohr beobachtete ich durch die Scheiben des Caffè della Pace den Tisch der beiden. Sie rauchten schweigend, auf ihren Stühlen hockend, von denen sie sich nie wieder alleine würden erheben können, wie Babys in ihren Hochstühlchen. Von außen betrachtet, erschien diese Zwangslage jedoch, wenngleich der vielfachen Hilfe

verschiedener Personen geschuldet, ganz natürlich. Es war, als hätten die Mausers schon immer dort gesessen, zu dieser Abendstunde, in der hintersten Bar der engen, schmalen Via Oberdan, kurz vor der schicksalhaften Kurve, die in die tosende Via Rizzoli mündet, wo die Zeit fieberhaft zwischen den Autobussen hindurchrast und der Tod nicht mehr braucht als einen Augenblick, um zwei alte Schatten zu verschlucken.

Er saß mit auf den Tisch gestützten Ellenbogen da, die Kinnlappen in seine zu Schalen geformten Hände gelegt, in der Pose eines Galans auf einer Satirezeichnung des achtzehnten Jahrhunderts, und betrachtete mit gelöster Milde seine Frau. Die Ärmel seines Lodenmantels waren mit Chipskrümeln übersät. Sie trank den dritten Bourbon und schaute ins Leere. Die anderen Gäste hatten aufgehört, sie zu beobachten, sie hatten die unsägliche Peinlichkeit des Auftritts bereits zu den Akten gelegt, zu den vielen anderen kleinen Misereen der Stadt.

Von draußen ahnte man das Klirren der Eiswürfel, das Funkeln der Gläser und Spiegel, den weichen Lichtschein, der aus den Wandlampen hinunterströmte. Selbst die rötliche Fratze von Signora Mauser konnte so, abgetönt durch das milde, bernsteinfarbene Licht, als kapriziöses Experiment einer etwas affektierten Dame durchgehen.

Sie träumten. Sie befanden sich in irgendeiner Botschaft, in irgendeinem Salon, auf irgendeinem Empfang, in irgendeinem Berliner Café. Sie waren in Paris, Rom, Ischia, Boston, für immer und ewig festgehalten in der unbeschwerten Geste eines Grußes, einer brillanten Bemerkung, eines flirtenden Blickes. Sie waren die Erinnerung an ein Abendkleid, eine Unterhaltung, einen freudigen Empfang durch jemanden, der sie gern hatte und sein Glas zum Gruß erhob, an einen Spaziergang durch den Garten nach einem Streit, eine Versöhnung unter einer Glyzinie im Mondschein. Sie waren der Rest einer großen Umarmung, versteinert an einem Tisch.

Der Walzer hörte nicht auf. Ich sah, wie Signora Mauser, ziemlich betrunken inzwischen, ihr Gebiss herausnahm und hilfeschend um sich blickte. Ein Kellner eilte herbei. Dienstestrig reichte er ihr einen Teller, auf dem sie ihre letzten, vom Nikotin ergrauten und reichlich lippenstiftbeschierten Zähne ablegen konnte.

Die Verbindung brach ab. Der Walzer verstummte. Ich steckte das Handy in die Tasche und lehnte meine Stirn an die Scheibe, um durch die Spiegelung hindurch einen besseren Blick auf den Stuck zu erhaschen, die Wandspiegel, die vor Zigarettenstummeln überquellenden Aschenbecher, den

flaschenübersäten Tresen, die weißen Tischtücher, die leeren Gläser. Im Mittelpunkt der Szene erwarteten die beiden Alten reglos das Fortschreiten der Stunde. Möglich, dass der eine oder andere Passant an diesem Abend am Ende der Via Oberdan einen Mann sah, der allein vor dem Fenster eines Cafés stand und applaudierte.